

Herausforderung

24

Aller guten Dinge seien drei, zitierte Henry auf meine Vorhaltungen. Ich war zweimal umsonst erwartungsvoll nach Longford Manor herausgekommen und wollte ihm meine Verärgerung nicht vorenthalten. Noch rechtzeitig konnte ich mich bremsen, sonst hätte ich ihm unter die Nase gerieben, wer für seine Auf-er-stehung verantwortlich war; das stolze Entdeckergefühl füllte mich noch vollständig aus, und das wollte ich auf gar keinen Fall mit Henry teilen – jetzt noch nicht. Es machte mich gleichwertiger im Gefälle meiner Ansichten über kreative Filmschaffende und routinierte Filmspuleneinleger.

Henrys Vortrag war selbst für mich, der ich ein Leben im Kino verbracht hatte, voller faszinierender Details, wie sie nur einer erzählen kann, der dabei gewesen ist. Die Resonanz im Publikum war lebhaft und erinnerte mich überhaupt nicht an lebende Leichen, wie Henry seine Mitbewohner bei unserer ersten Begegnung im Old House Inn genannt hatte.

»Wenn es euch gefallen hat...«, kommentierte Henry die lobenden Bemerkungen.

»Davon kannst du ausgehen«, sagte William. »Ich fühlte mich wie der William von damals. Du hast Können bewiesen. Warum hast du die Filmarbeit so einfach an den Nagel gehängt? Also, wenn es nach mir ginge - ich hätte gerne noch mehr von dir gesehen.«

Ich sah einen Schatten in Henrys Gesicht. Einzelheiten über das Ende seiner Karriere interessierten mich auch.

Henry fixierte mich kurz. »Wie kompliziert Hollywood ist, kennt jeder von Euch aus dem Fernsehen. Erfolg, Misserfolg, Macht, Intrige ...« Er räusperte sich. »Ich habe nach ›Brennende Liebe‹ noch an zwei weiteren Produktionen mitgewirkt, die nicht

so erfolgreich waren. Wie ich schon sagte, mangelt es zu Zeiten an guten Stoffen.«

Das stimmte. Es gab Zeiten zwischen den Monumentalfilmen oder, wie es heute heißt, den Megaproduktionen, wo ich drauf und dran war, den Laden zu schließen, wenn durchschnittlich zehn Lümmel pro Vorstellung mit Popcorn und Cola ihre Füße auf die Lehne der Vordersitze legten. Oder wenn sich die jungen Leute nicht für die handfesten Raufereien auf der Leinwand, sondern nur für sich interessierten. Paarweise.

»Licht und Schatten«, fuhr Henry fort. »Wer im Lichtkegel des Scheinwerfers steht, braucht nur einen kleinen Schritt bis ins Dunkel.« Er schaute zur Seite, in die Richtung, wo Marie saß.

»Ich war ja auch verheiratet. Manchmal nimmt das Leben seltsame Wendungen.«

Persönliche Gründe, vermutete ich aus dem Hinweis auf seine Frau. Schließlich war Ledigsein nicht die Voraussetzung, als Regisseur Erfolg zu haben. Seine Mitbewohner konnten sich wahrscheinlich ebenso wenig Konkretes wie ich unter den von Henry erlebten Wendungen des Lebens vorstellen, fragten aber auch nicht nach. War das Rücksichtnahme? Ich konnte mir die Zurückhaltung nach der lebhaften Resonanz auf Henrys Vortrag nicht erklären. In der entstandenen Stille wurde Aufbruchstimmung spürbar.

John stand auf. »Nochmals danke, sagte er so nüchtern, als habe ihn persönlich der Vortrag ziemlich gleichgültig gelassen.

»Wartet!« rief Henry. »Ich kann mir gut vorstellen, was ihr denkt: Ich sei eine Eintagsfliege. William hat Recht, man hängt die Filmarbeit nicht so einfach an den Nagel, wie er sich ausgedrückt hat. Es gibt noch etwas von mir, was euch vielleicht interessieren wird: ein Drehbuch. Der Titel lautet: ›Der Lord von New Hampshire.«

Henry senkte die Stimme. »Es ist schon älter, aus dem Jahre 1953. Vielleicht liebe ich das Drehbuch deshalb sehr, weil es mich

schon so lange begleitet. Das allein reicht aber nicht, um es zu verfilmen; es muss kommerziell verwertbar sein.«

»Das war es nicht?«, fragte William.

Henry schüttelte den Kopf. »Sagte man mir jedenfalls. Erfolg und Misserfolg liegen eben so dicht beieinander wie Licht und Schatten.«

Ich war von Henrys Geständnis wie elektrisiert. Es gab diese Geschichten über Jahre in Hollywood kursierende und durch viele Produzenten-Schubladen wandernde Drehbücher, die nach Behandlung durch einen Skript-Doktor endlich zur Aufführung gelangt waren. Die unverhoffte Begegnung mit einem abgelehnten Originaldrehbuch war doch etwas ganz anderes, als darüber zu lesen; das war, als wäre ich plötzlich mit dabei im Filmgeschäft.

»Schieß los!«, forderte ich Henry auf. »Worum geht es?«

Ich wurde angestarrt wie einer, der sich etwas Unerhörtes herausgenommen hat. Anscheinend unterschied man doch zwischen den ›Einsitzenden‹, um Henry zu zitieren, und den Gästen. Eine dünne Stimme sprang mir zur Seite. »Ja, lass hören, Henry!«

Ich erhob mich halb und verneigte mich in die Richtung, aus der der Zuspruch gekommen war. Ein kleines Persönchen schenkte mir ein Lächeln zurück.

Henry machte erst gar nicht den Versuch, sich herauszureden, sondern erzählte die Geschichte von Charles Braythorpe und Kathleen aus Springhill, einem ländlichen Gemeinwesen von New Hampshire in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Er führte uns direkt in das Schlafzimmer von Charles und Cynthia, seiner Frau. Die Einrichtung zeugt von beginnendem Wohlstand. Bett und Kommoden aus polierter Eiche sind mit Schnitzwerk, das Bettzeug mit Spitzen verziert. Cynthia liegt im Bett; ein Kissen stützt die blasse Frau im Rücken. Ein plötzlicher Hustenanfall schüttelt ihren Oberkörper. Vergeblich versucht sie, das trockene

Bellen durch ein Taschentuch zu ersticken. Als der Husten endlich verstummt, atmet sie keuchend und schiebt die verschwitzten Strähnen aus dem Gesicht. So wie Charles am Bett steht, von zupackender Statur, stumm, regungslos und mit versteinertem Gesicht, wirkt er hilflos.

Henry hat den Film schon gesehen, noch bevor er gedreht worden ist, fuhr es mir bei seinen Schilderungen wie ein wehmütiger Stich durch den Kopf. Nur auf diese Weise konnte Hollywood immer wieder Großes auf die Leinwand bringen. Ich zwang meine Aufmerksamkeit zurück zu Henry, um den Faden nicht zu verlieren.

Kathleen, eine Nachbarstochter, geht Charles bei Cynthias Pflege zur Hand. Es bleibt nicht aus, dass sich Kathleen und Charles näher kommen. Aus Mitleid und Ungeduld auf die baldige Erfüllung ihrer Liebe beschließen Charles und Kathleen, Cynthia von ihren Qualen zu erlösen. Sie ersticken sie mit einem Kissen und erwecken den Anschein, sie sei an einem der Hustenanfälle gestorben.

Wunderbar – das musste ein *plot point* sein, die erste dramaturgische Wende in der Handlung. Nach einem Mord stellt sich für die Protagonisten die Frage nach Schuld und Sühne, und das wiederum garantiert tragische Entwicklungen. Ich täuschte mich nicht. Es war Reverend Mansfield, der in einer sonntäglichen Predigt göttliche Strafgerichte beschwor. Für diese Androhung gab es keinen bekannten sündigen Anlass in der Gemeinde von Springhill, sondern sie war lediglich die regelmäßig wiederkehrende Einschüchterung, um die Mitglieder der Gemeinde in ihrem Glauben zu disziplinieren – eine zu jener Zeit in neuenglischen Gotteshäusern weit verbreitete Maßnahme.

Nach dieser Predigt bricht Kathleen noch in der Kirche zusammen und offenbart die Tat ihren Eltern. Sie bringen es nicht übers Herz, ihre Tochter an die Gerichtsbarkeit auszuliefern, knüpfen ihr Schweigen aber an die Bedingung, dass Charles und

Kathleen das Dorf sofort verlassen. Charles schließt sich im soeben ausgebrochenen Sezessionskrieg der Unionsarmee an, Kathleen lässt er in der Obhut einer Farmerfamilie in Ohio zurück.

Klaglos erträgt Kathleen die Trennung von Charles. Die Angst um sein Leben bedrückt sie ebenso wie die Schwere ihrer Schuld. Mit niemandem kann sie über ihr Leid reden. Gerade diese Zurückhaltung macht sie zum Ziel von Neugier und Nachstellungen. Eine Zeitlang gelingt es ihr, sich den Annäherungsversuchen zu entziehen, bis Burt, der Farmersohn, ihr droht, sie auf die Straße zu setzen.

Kathleen wird schwanger. Die dreifache Schuld treibt sie zur Verzweiflung. In ihrer Not weiß sie keinen Ausweg und legt Hand an sich.

Ich habe in meinem Leben viele Filme gesehen, ob ich wollte oder nicht, und dabei bilden sich zwangsläufig Vorlieben heraus. Romantische Verwicklungen liegen mir weniger als dramatische, eine ruhig am Dachbalken hängende Frauenleiche mitten in der Handlung ist mir lieber als ein Happy End unter sich gegenseitig bekriegenden Protagonisten, auch wenn sich das besser verkaufen lässt. In dieser Beziehung fühlte ich mich Henry sehr verbunden, und das war ein weiteres Indiz dafür, dass wir beide auf der gleichen Wellenlänge lebten.

Nach dem Ende des Sezessionskrieges kehrt Charles nach Ohio zurück, um mit Kathleen eine neue Existenz aufzubauen. Erschüttert über ihren Tod fordert er Burt zu einem Duell heraus. Sein Plan, das Duell mit einer ungeladenen Pistole zu führen und sich von Burt erschießen zu lassen, misslingt. Charles trifft Burt tödlich und bringt den Sterbenden zurück auf die Farm, wo Burts Vater den Tod seines Sohnes rächt.

»Das war das Leben des ›Lord von New Hampshire‹«, endete Henry. Er trank das Glas Wasser, das ihm Clara während des Vortrages gebracht hatte, in einem Zug leer.

»Traurig«, seufzte eine der Frauen laut. »Die Geschichte geht ans Herz.«

»Dieses schöne Drehbuch konntest du nicht verkaufen?«, fragte William.

»Verbleiben nicht in jedem Leben unerfüllte Träume?«

»Warum erfüllst du dir diesen Traum nicht – jetzt?«

Alle starrten mich an, als ob ich verrückt geworden sei.

»Henry soll einen Kinofilm drehen?«, fragte John. »Dank dem, was er uns heute Abend berichtet hat, habe ich eine ungefähre Vorstellung davon, was es bedeutet, einen Film zu machen.« John bewegte den Kopf gerade nur soviel, um mir verstehen zu geben, was er von meinem Vorschlag hielt.

»Nein«, entgegnete ich. »Nicht Henry soll den Film drehen, sondern ein Studio. Ein Filmproduzent.«

»Zum Beispiel dieser Goldman, von dem Henry erzählt hat«, sagte Marie.

Ich hätte sie umarmen können! Maries Vorschlag befreite mich mit einem Schlag von der Sorge, man könnte mich für einen Spinner halten.

»Goldstein«, korrigierte Henry, »Aaron Goldstein. Der ist aber schon tot.«

»Es gibt sicherlich noch genügend andere«, ereiferte sich Marie. »Warum soll Henry diese Herausforderung nicht annehmen? Hat er nicht sehr eindrücklich sein Können unter Beweis gestellt? Was meinst du?«, wandte sich Marie an John.

»Nun ja«, antwortete John. »Wir suchen einen Produzenten.« Ich sah, wie die Idee in seinem Gesicht arbeitete und ihn stimulierte. »Und dann wird das verdammte Drehbuch endlich zu dem gemacht, was es sein soll: ein Film!«, posaunte er.

Zum zweiten Mal stand dieser unglaubliche Gedanke im Raum und sorgte für aufgeregtes Durcheinander. Henry suchte Kontakt zu Marie, die aber mit John sprach, über den still neben ihr sitzenden William hinweg.

Ich musste erst einmal den Umstand verdauen, wie sich John mit seiner Skepsis innerhalb von Sekunden von Marie umstimmen ließ. Waren ihr die Männer hier im Haus hörig? Egal, dachte ich, jetzt steht der Film zur Debatte und nicht Maries Einfühlungsvermögen.

»Ruhe!« rief ich. »Ich bin zwar nur Gast hier... Wir brauchen auch die Zustimmung unseres Drehbuchautors – rein formal gesehen.«

»Wie ich schon sagte, ist die Geschichte kommerziell...«

»Willst du oder willst du nicht?«, unterbrach ich Henry.

»Natürlich, allerdings ...«

»Eine klare Entscheidung«, stellte ich fest.

»Über den Mund gefahren bist du ihm«, protestierte eine der Frauen.

»Es geht nur darum, was Henry will, und das hat er deutlich genug zum Ausdruck gebracht«, rechtfertigte ich mich.

»Bitte, so geht es nicht.« Henry schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, um sich Gehör zu verschaffen. »Mein Wollen ist nicht ausschlaggebend. Was wir brauchen ist ein Produzent, der glaubt, mit diesem Stoff Geld verdienen zu können.«

»Also suchen wir ihn.« John schaute in die Runde.

Henry schüttelte müde den Kopf.

»Hört mal«, meldete sich die kleine Person zu Wort. »Der Abend war zu schön, als dass wir ihn im Chaos enden lassen sollten. Nicht auszudenken, wenn es noch Streit gäbe! Ich meine, wir wissen überhaupt nicht, wovon wir reden. Wer hat das Drehbuch gelesen, außer Henry? Wer kennt einen Produzenten? Möglichst den von nebenan, bitte!«

Marie wollte antworten, aber ich war schneller. »Liebe Frau«, entgegnete ich, und geriet über diese dämliche Anrede aus dem Konzept.

»Betty Owens«, half sie mir aus der Verlegenheit, »und du musst Jonathan sein, von dem hier im Haus schon mal sehr auf-

gebracht die Rede war. Wo warst du eigentlich beim Büfett? Ich habe dich nicht gesehen.«

Ich verbeugte mich ein zweites Mal. »Liebe Betty«, kokettierte ich mit meiner neuen Bekanntschaft, »ich habe das Script auch nicht gelesen. Henry hat es mir gegenüber nie erwähnt. Ich höre wie du heute zum ersten Mal davon. Aber ich erkenne eine funktionierende Geschichte, auch wenn ich sie nicht gelesen habe, und der ›Lord von New Hampshire‹ ist gut genug für einen Film. Auch wenn der Titel noch etwas griffiger sein könnte.« Ich wandte mich an John. »Deine Kampfansage in allen Ehren, aber wie willst du ohne Kontakte in der Branche ein Filmprojekt auf die Schiene bringen?«

Meine Frage war berechtigt. Taktisch betrachtet war sie zwar ziemlich dämlich, denn schließlich wollte ich die Verfilmung nicht in Frage stellen. Ich wurstelte mich mit dem Hinweis aus dem Widerspruch, ich würde Leute kennen, ohne konkret einen Namen zu nennen. Spontan fiel mir nur Judith Goldstein ein, die sterbenskranke Dame; ein Hirngespinnst von der Art, die John mir gegenüber mit seinem Blick angedeutet hatte, bevor seine Ansichten von Marie umgedreht wurden. Stapleton wäre schon hilfreicher. Notfalls könnte ich mit ihm ein Geschäft machen – das Kino gegen einen Produzenten.

»Wenn du die Kontakte hast, wo ist dann das Problem?«, fragte John gelassen.«

»Versuch es, Henry!«, beschworte ihn Marie. »Wir stehen hinter dir!«

Henry ließ einige Sekunden verstreichen. »Von mir aus«, sagte er und schüttelte noch einmal den Kopf.

»Hoffentlich heben die jetzt nicht komplett ab, «hörte ich eine Stimme sagen, die ich schon einmal gehört hatte. Ich drehte mich um und erkannte die junge Frau. Maryann. Sie hatte uns damals am Taxi in Empfang genommen. Dann musste die Kollegin neben ihr Schwester Jessica sein.

»Immerhin«, sagte Schwester Jessica, »könnte Michael stolz auf seinen Vater sein. Der lässt ein ganzes Altenheim fliegen.«

Ich verabschiedete mich eilig aus der Versammlung, um nicht noch Rede und Antwort stehen zu müssen. Ich machte mir nichts vor: Bei der Suche nach einem Produzenten an Judith Goldstein zu denken, grenzte an Leichenschändung, und schon dieser Gedanke war so extrem, dass ich mich in Grund und Boden schämte. Ich hatte mich noch nicht einmal für ›Brennende Liebe‹ bei ihr bedankt! Diese Erkenntnis brachte mich auf den Boden der Tatsachen zurück.

Ich fand Agnes im Wohnzimmer vor dem Fernseher und fragte sie unvermittelt, ob ich mein ganzes Leben möglicherweise nur an mich gedacht und sie an meiner Seite nicht wahrgenommen hätte.

Agnes starrte mich an wie einen Geist aus der Wunderlampe. Dann begann sie zu weinen. Ich war so erschrocken über ihre Reaktion und fürchtete bereits eine vernichtende Antwort, dass ich mich nicht traute, sie tröstend in den Arm zu nehmen. Sie wischte sich die Tränen mit dem Handrücken aus den Augen und versuchte, die Beherrschung zurück zu gewinnen. Ich eilte ins Badezimmer und holte die Schachtel mit den Kleenex-Tüchern. Gemeinsam tupften wir ihr Gesicht trocken.

»Doch, du hast mich wahrgenommen, nur nicht so oft, wie ich es mir gewünscht hätte.« Verweint lächelte sie mich an. »Deine Frage hat mir sehr gut getan. Ich danke dir.«

Ich langte nach der Fernbedienung und schaltete den Fernseher aus. Agnes lehnte ihren Kopf an meinen Arm. In diesem Moment schrumpfte Henrys Drehbuch zu beschriebenem Papier. Ich schlug vor, etwas Verrücktes zu tun – den Kühlschrank zu plündern oder, jetzt am nicht mehr jungen Abend, die Küche im Alldays & Onion auf Trab zu bringen und Lobster zu bestellen.

»Oder im Regen tanzen.« Agnes zeigte auf die von Tropfen übersäte Fensterscheibe.

Das wäre in unserem Alter wirklich sehr verrückt, mit der eigenen Gesundheit zu spielen. Eigentlich hatte ich auch keinen Hunger mehr. Ich erinnerte mich, dass wir noch einen ausgezeichneten *blanc de blanc* im Hause hatten – leider war er nicht kalt gestellt.

Agnes lachte, als ich zwei Bierbüchsen öffnete und wir uns zuprosteten. Vorsichtig lenkte ich das Gespräch auf meine Leidenschaft. Nicht, dass Agnes sie nicht gekannt hätte, nur geredet hatte ich selten über sie. Wenn überhaupt. Erinnern konnte ich mich jedenfalls nicht.

Im Verlauf unserer Unterhaltung nahm Henrys Drehbuch wieder Gestalt in meinem Kopf an. Ich schaffte es aber nicht, mit Agnes auch über das Drehbuch zu sprechen. Eine drohende neue Geliebte hätte die Harmonie des Abends zerstört.

Am nächsten Tag schrieb ich an Judith Goldstein. Sie hatte etwas mehr als nur freundliche Dankesworte verdient. Ich schilderte ihr die Filmvorführung und wie wir für einen Moment befürchtet hatten, Henry würde die Überraschung nicht überstehen. Ich ließ auch den gestrigen Vortrag nicht aus, in dem Henry für uns unerwartet ein eigenes Drehbuch vorgestellt hätte. In wenigen Sätzen skizzierte ich die Handlung. Am Ende hätte das Retirement Home begeistert beschlossen, für das Drehbuch einen Produzenten zu suchen.

Ob Judith Goldstein das überhaupt interessierte? Ich war nicht so blauäugig anzunehmen, sie würde uns auf meinen Brief hin einen Produzenten vermitteln. Möglicherweise könnte sie jedoch einen Namen nennen, der nicht sofort aufliegen würde, wenn man ihn anriefe.

Unschlüssig legte ich den Brief in die Schreibtischschublade. Ich telefonierte erst einmal mit Mike Stapleton. Als er merkte, dass ich nicht wegen seines Vorschlags anrief, das Movie Star Theatre in ein AGM-Programmkinos umzuwandeln, wurde er unverbindlicher. Selbstverständlich kenne er Produzenten bei

Paradise Pictures, aber er würde sich keinen Gefallen tun, einen Namen zu nennen. Schließlich wollten die nicht von Hinz und Kunz mit dilettantischen Drehbüchern beworfen werden.

»Mike, ich mache Ihnen ein Angebot, das Sie nicht ablehnen können.«

»Mafia in Neuengland? Oder ein neues Filmquiz? Die Antwort lautet: Der Pate.«

»Ich verspreche eine Überraschung. Sagen Sie Ihrem Produzenten, er möge einen Termin für Henry Bancroft machen.«

Ich war soeben dabei, Henry zu verkaufen, und das war mir nicht gleichgültig. Ich beruhigte mich mit dem Gedanken, dass Henry für die Verfilmung seines Drehbuchs ohnehin aus der selbst gewählten Anonymität heraustreten müsse.

Stapleton lachte mich aus.

»Henry Bancroft ist der Regisseur von ›Brennende Liebe‹. Sie erinnern sich an meine Anfrage, neulich? Schlagen Sie in *The Virgin Film Guide* nach.«

Stapleton hielt inne. »Gut«, sagte er nach einer Weile, die mir endlos vorkam, »ich kenne Sie lang genug, Sie sind kein Spinner. Ich rufe Frank an, der saß im letzten Jahr auf einem Firmenseminar neben mir. Sie hören dann von mir.«

Das hörte sich nach einer nur mit Ungeduld zu ertragenden Wartezeit an. Als sich Mike bereits nach nicht einmal einer Stunde meldete, befürchtete ich das Schlimmste. In so kurzer Zeit konnte er den Termin unmöglich mit dem nötigen Nachdruck zustande gebracht haben.

Ob es Herrn Bancroft am Donnerstag in zwei Wochen recht sei, fragte Stapleton. Ich hätte ihn umarmt, wenn das Telefonkabel nicht zwischen uns gewesen wäre und mir der Tonfall nicht missfallen hätte, der leicht überheblich nach ›das hätten Sie mir nicht zugetraut‹ klang. Mr. Bancroft möge das Drehbuch vorher schicken, sonst mache das Gespräch keinen Sinn. Stapleton diktierte mir dann die Daten für den Termin.

Sofort rief ich Henry an. Bei ihm musste ich für eine Verabredung morgen im Old House Inn mehr Überzeugungskraft aufwenden als bei Stapleton.

»Was telefonierst du denn dauernd?«, fragte Agnes von unten. »Ich muss Wendy anrufen, sie soll morgen die Gardinen im Wohnzimmer zum Waschen abnehmen.«

»Wegen des Kinos. Aber es gibt nichts Neues«, antworte ich. »Und wegen einer Verabredung mit Henry, morgen. Ebenfalls nichts, was dich beunruhigen müsste.«

»Hoffentlich«, brummte Agnes gerade so laut, dass ich es noch hören musste.

Ihre Sorge war unbegründet. Um das Drehbuch zur Verfilmung zu bringen, brauchten wir einen klaren Kopf. Auf Henrys hatte ich keinen Einfluss, und darum war ich erleichtert, dass sein Whiskeyglas scheinbar unberührt war, als ich im Old House Inn an seinen Tisch trat.

»Du lässt dir Zeit«, murzte er.

Ich war zehn Minuten zu spät, weil Agnes mich bei der Abfahrt bat, die Gardinen zur Wäscherei zu fahren und ich mich nicht traute, den Auftrag wegen der Verabredung mit Henry abzulehnen.

»Tut mir leid.« Ich ging nicht weiter auf den Grund meiner Verspätung ein, setzte mich, kramte in der Seitentasche meines Jacketts und legte einen Zettel auf den Tisch.

»Der Produzent heißt Frank Stevens Er arbeitet bei Paradise Pictures, deiner früheren Wirkungsstätte. Der Termin steht auf dem Zettel, ebenso die Adresse. Ich denke, sie wird dir noch geläufig sein.«

»Du wirst mir unheimlich.« Henry schaute mich von der Seite an, noch um keinen Deut freundlicher als bei der Begrüßung. »Du kennst diesen Stevens persönlich?«

Ich wiegte den Kopf, rollte mit den Augen und bewegte die Hände.

»Der Vater des Freundes deiner Nichte kennt ihn?«

»Ich habe keine Nichte. Agnes ist Einzelkind und mein Bruder in Korea gefallen. Kinderlos. Aber ich habe Beziehungen.«

»Die dir auch den Film besorgt haben?«

»Nein! Den Film hat ein privater Sammler zur Verfügung gestellt, unter der Bedingung, dass sein Name nicht genannt wird.«

»Den du kennst, oder?«

»Mach es mir doch nicht so schwer, Henry. Wenn John nicht zu mir gekommen wäre, um dir zu deinem Geburtstag eine Filmvorführung zu spendieren, wäre ich nie auf den Gedanken gekommen, mich für dein Leben zu interessieren. Dann gab es eben diesen glücklichen Zufall.«

Henry schwieg eine Zeit lang. Als er zum Glas griff, legte ich meine Hand auf seinen Arm und schob ihm den Zettel zu.

»Stevens bittet dich, umgehend das Drehbuch zu schicken. Wie gefällt dir das?«

»Du hast alles schon perfekt gemacht?«

»Selbstverständlich! Oder willst du plötzlich kneifen?«

»Nein«, sagte Henry.

Es klang für mich nicht überzeugend. Ich nahm einen kräftigen Schluck. »Hör zu, Henry.« Ich wurde heftiger. »Du sitzt hier unerkannt in einem der entlegensten Winkel der Vereinigten Staaten, wenn man es aus der Sicht von Hollywood betrachtet. Trotzdem wirst du entdeckt. Unter deinen Freunden und Bekannten findet sich selbstverständlich ein Filmverrückter. Das bin ich. Auch das reicht nicht. Ich habe ein Kino, ich kann Filme besorgen, ich kenne die richtigen Leute, auch wenn mir dies bis vor wenigen Wochen noch nicht bewusst war. All dies findet statt in Cornbridge, Vermont, und du behandelst die Sache, als stündest du vor der schwierigen Entscheidung, in welchem Laden du deine Donuts kaufen möchtest! Wach auf, Henry!« Ich rüttelte seinen Arm. »Das sind geschenkte Zufälle! Was glaubst

du denn? Dass du in deinem Alter noch weitere Chancen bekommst?

Henry machte seinen Arm frei. »Betrachte es einmal von meiner Seite. Du konstruierst aus einer Reihe von glücklichen Umständen einen Anspruch. Ich habe mich nicht nach Ruhm und Bewunderung gedrängt. Lasst mich in Ruhe weiter trinken und vertreibt euch eure Langeweile auf andere Weise.«

Ich war enttäuscht, und das musste Henry auch deutlich an meinem Gesicht bemerkt haben.

»Ich habe auch nicht nein gesagt«, lenkte Henry ein. »Verstehe doch: Dreiundfünfzig Jahre liegen zwischen dem, was ihr in den Himmel hebt und heute. Für manche ist das ein ganzes Menschenleben, für mich sind es sogar zwei Leben.«

Ich hob beschwörend die Hände. »Ich will dir doch nur deutlich machen, dass man die Chancen, die das Leben bietet, nicht ignorieren darf. Es gibt nicht beliebig viele.«

»Verstanden, was deinen Standpunkt anbetrifft. Nun zu meinem: Wir reden nicht über verschmutzte Kleidungsstücke.«

Ich verdrehte die Augen.

»Ich ziehe mir nicht den verwitweten Buchhändler aus und den ehemals erfolgreichen Regisseur an. Julie und ich haben Hollywood nicht verlassen, weil wir aus dem Basar der Eitelkeiten in die Natürlichkeit des Landlebens umziehen wollten.«

Aus welchem Grund sonst?, fragte ich mich. Im gleichen Moment wusste ich die Antwort. Entweder war mein Verstand unerklärbarer Weise vernagelt oder ich hatte die Informationen schlicht verdrängt.

»Du bist nach ›Brennende Liebe‹ zweimal aus einer laufenden Produktion ausgeschieden. *Uncredited* nennt man das. Man kann nur vermuten, was dahinter steckt, wenn jemand für seine Arbeit im Abspann nicht genannt wird.«

Henry fixierte verlegen das gläserne Ornament in der gegenüberliegenden Trennwand. »Du hast mich recherchiert.«

»Ich kann lesen. Gute Nachschlagewerke haben Personenregister.«

»*Uncredited* ist nicht unbedingt ein Zeichen von Qualität. Du verstehst, warum ich Zeit brauche, mich mit der neuen Situation auseinanderzusetzen.«

»Du machst dir unnötige Gedanken, Henry. Du kannst es, das hast du mit ›Brennende Liebe‹ bewiesen, und du schaffst auch den ›Lord von New Hampshire‹.«

»Es geht nicht nur darum, ob ich kann.«

Ich wurde ungehalten. »Du zierst dich wie eine Jungfrau. Vor mehr als zwanzig Leuten hast du bereits ja gesagt.«

»Das war Überzahl. Zwanzig gegen einen.«

»Zwanzig für einen! Schluss der Debatte! Ja oder nein?«

Ich schaute Henry herausfordernd an. Er hielt meinem Blick stand. Für Sekunden sah es so aus, als ob die Entscheidung in der Schwebelage sei.

»Ja.«

»Gott sei Dank! Du bist vielleicht ein störrischer Esel, Henry! Ein verdammt sympathischer störrischer Esel! – Paddy! Für uns beide das gleiche noch einmal.« Ich lehnte mich zurück, schüttelte den Kopf und lachte in mich hinein.

Henry blieb ernst. »Ich bin froh, dass der Rummel um mich in den letzten Tagen nicht an die Öffentlichkeit gekommen ist.«

Das würde sich ändern, dachte ich.

Ich war begeistert, als Henry mit einem Termin für eine abendliche Zusammenkunft durchgab, um über die Verfilmung seines Drehbuchs zu reden, ließ es ihn aber nicht spüren. Kaum hatte ich den Hörer aufgelegt, bedauerte ich meine Reaktion. Henry brauchte Unterstützung und keine kühl abwägenden Realisten. Ich wählte seine Nummer, aber er nahm nicht ab, auch nicht nach der fünften Wahlwiederholung.

Ich stand hinter dem Projekt, und das würde ich auch gegenüber seinen Mitbewohnern vertreten. Mit diesem festen Vorsatz betrat ich die Halle des Retirement Home. Beinahe wäre ich dem Heimleiter, Allan Jefford, über den Weg gelaufen. Ich erkannte ihn an der Statur, obwohl er mir den Rücken zuwandte. Eine Bewohnerin redete heftig auf ihn ein. Die Frau war mir bisher noch nicht aufgefallen, weder bei der Filmvorführung noch bei Henrys Vortrag.

»Beruhigen Sie sich, Mrs. Candlewood«, antwortete Jefford.
»Wogegen soll ich einschreiten?«

»Es ist rücksichtslos, wenn abends die Lounge mit Vorträgen blockiert wird. Der Raum ist schließlich für alle da. Ich möchte mit meinen Freundinnen heute Abend ... und gleich hält Henry Bancroft wieder einen Vortrag über diesen unmoralischen Kram, mit dem er neuerdings alle hier verrückt macht. Hat er eigentlich von Ihnen eine Genehmigung?«

Was Jefford antwortete, konnte ich nicht verstehen, obwohl ich ziemlich dicht bei ihm stand. Er sprach zu leise, als wolle er Mrs. Candlewood besänftigen.

»Erwähnten Sie nicht, Sie seien Mitglied in der *Congregational Church of New England*?«, fragte Mrs. Candlewood.

»Bis zum Beerdigungstag meiner herrschsüchtigen Mutter«, antwortete Jefford, »und dieses Ereignis liegt über zehn Jahre zurück.«

Jeffords freizügige Auskunft über das Verhältnis zu seiner Mutter war an sich schon bemerkenswert. Was mich jedoch perplex machte, war die kühle Arroganz, mit der er seine Mutter völlig Fremden gegenüber herabsetzte. Mrs. Candlewood musste ähnlich empfunden haben, denn sie sagte zunächst nichts, irrte mit den Augen und bemerkte mich. Jefford folgte ihrem Blick.

Wenn Jefford von seinem Hausrecht Gebrauch macht, wird Henrys Zusammenkunft heute Abend ohne mich stattfinden, befürchtete ich. Nicht umsonst. Jefford wandte sich mir zu.

»Hatte ich nicht unmissverständlich zum Ausdruck gebracht, dass Sie Longford Manor verlassen sollen?«

Der Rauswurf war widersinnig, wenn nicht gar rechtswidrig. Mir fiel nur kein passendes Argument ein. Zu Zeiten mangelte es mir an Schlagfertigkeit. Ich stand unschlüssig da, kam mir blöd vor und wäre wahrscheinlich tatsächlich gegangen, wenn nicht William die Treppe herunter gekommen wäre.

»Jonathan!«, rief er. »Warte auf mich.«

Ich erwachte aus meiner Kaninchenstarre, ging auf William zu und begrüßte ihn betont herzlich mit einer Umarmung.

»Jefford will mich rauswerfen!«, raunte ich ihm zu.

William nahm mich beim Arm und zog mich wie selbstverständlich weiter. In der Lounge bot er mir den Stuhl neben sich an. Er sei gespannt, was dieser Abend bringen würde, sagte er. Über meinen Streit mit Jefford verlor er kein Wort. Auf meine Antwort, wir sollten uns einfach überraschen lassen, verfiel er in Schweigen.

Ich überbrückte die Zeit bis zum Beginn und zählte die Anwesenden. Achtzehn, einschließlich Henry. Das Haus folgte seiner Einladung nicht geschlossen. Sarah Widfield und Barbara Miller seien, sehr zu ihrem Bedauern, unpässlich, unterbrach Henry meine Überlegungen, und empfahl, man möge ein Gläschen Rotwein oder Weißwein nehmen, die Clara jetzt servieren würde. Es vergingen zehn Minuten, bis auch diejenigen versorgt

waren, die nur Mineralwasser wollten. Dann diskutierte Henry eine geschlagene Stunde lang über den ›Lord von New Hampshire‹. Er besprach die Entstehung der Liebe zwischen Kathleen und Charles Braythorpe, die außereheliche Beziehung, den Entschluss, Cynthia von ihren Leiden zu erlösen, Kathleens seelische Nöte und die Sühne durch den Tod, und das alles mit einer Ernsthaftigkeit, dass mir vor Ungeduld der Kragen zu platzen drohte. Das ganze Gerede war überflüssig. Selbst einem Mann wie Henry würde Hollywood das Drehbuch nicht ohne Änderungen abnehmen; das sollte er eigentlich wissen.

Dann kamen wir doch noch zum Punkt.

»Wir haben nun eine Vorstellung von der Dramaturgie des Filmes«, sagte Henry zum Schluss. »Jetzt müssen andere ans Werk. Jonathan hat in dieser Beziehung bereits einiges erreicht. In etwa zwei Wochen treffe ich mich mit einem Produzenten von Paradise Pictures in Los Angeles.«

»Seht ihr!« rief John triumphierend. »Wie gut, dass ich die Sache durchgeboxt habe.« Er erhob sein Weinglas und brachte einen Toast auf mich aus.

Ich schluckte meinen Ärger mit dem Rest Wein im Glas hinter. Den zweifelnden Blick von John, mit dem er mich bedachte, bevor seine Meinung von Marie umgedreht wurde, hatte ich nicht vergessen.

»Seid nicht voreilig«, warnte Henry. »Das Gespräch mit Paradise Pictures ist nur der erste Schritt und hat an sich noch nichts zu bedeuten. Erst wird das Drehbuch gelesen. Wenn es angenommen wird, müssen die Gelder bereitgestellt werden. Eine Produktion wie ›Der Lord von New Hampshire‹ kann ohne weiteres mit einem Budget von vierzig bis fünfzig Millionen Dollar veranschlagt werden.«

»Das ist eine ganze Menge«, sagte Pete.

»Ich hoffe, dass alles, was ich in den Zeitungen darüber gelesen habe, auf Tatsachen beruht. Allein der Hauptdarsteller

bekommt eine Million, der Regisseur ... das ist doch heute nichts Besonderes mehr. Richard Gere und Julia Roberts sind garantiert teurer.«

»Warum sollen wir uns den Kopf darüber zerbrechen«, meinte John. »Es ist schließlich nicht unser Geld.«

»Nicht unbedingt«, sagte Henry. »Früher haben die Studios allein die Finanzierung übernommen. Heutzutage ist alles anders. Private Investoren beteiligen sich an Produktionen in der Hoffnung auf satte Einspielergebnisse. Auch Regisseure, Autoren oder Schauspieler gründen für eine Produktion eigene Firmen. Oder Leute wie wir, die an den Erfolg eines Drehbuchs glauben. Wenn ich die fünfzig Millionen für den ›Lord‹ unterstelle, wären das nach meiner Schätzung – mehr symbolisch – eine Million Eigenkapital plus vier Millionen aus einem Bankkredit, der aus den Erträgen zurückgezahlt würde.«

»Ein außerordentliche preiswertes Symbol.« Die kleine Betty Owens meldete sich aus dem Hintergrund. Betretenes Schweigen bestärkte die Ironie der Feststellung. Die spontane Begeisterung, die am Ende des ersten Vortragsabends die allgemeine Stimmung getragen hatte, erwies sich nachträglich als peinlich. Ich war wütend auf Henry. Von Geld zu reden in einer Phase, wo von Film drehen noch längst nicht die Rede sein konnte, war unbedacht.

»Die finanzielle Beteiligung ist keine unbedingte Verpflichtung«, warf ich lautstark ein. Ich kannte mich zwar nicht aus, aber das lag doch wohl auf der Hand.

»Reg dich nicht auf«, sagte Henry zu mir und wandte sich zurück an die Allgemeinheit. »Ich wollte euch weder erschrecken noch den Eindruck erwecken, ich greife in eure Taschen. Geteilt durch zwanzig ist eine Million nicht mehr so gewaltig.«

»Das ist keine Frage des Kapitals, sondern der Rendite«, sagte William. »Wenn die Rendite stimmt, bekommt man überall Kredit.«

»Wir sollten nicht spekulieren«, mahnte Henry. »Ich für meinen Teil habe die fünfzigtausend nicht übrig.«

William räusperte sich. »Ich könnte – meine Bank – die, bei der ich gearbeitet habe – ich könnte mit der Bank sprechen wegen einer Beteiligung oder eines Kredites. Ein Kredit müsste allerdings besichert werden – aber, wie ich sagte – wenn die Rendite stimmt...«

»Ausgezeichnet«, sagte John. »Wenn jeder mit seiner Erfahrung und seinem Wissen zur Durchführung des Projektes beiträgt...«

»Ist das jetzt so etwas wie ein formeller Beschluss? Mit Zahlungsverpflichtung?«, wollte Pete wissen.

»Bitte keine Formalitäten!«, meldete sich eine alte Dame zu Wort, deren Namen ich noch nicht kannte. »Formalitäten und Geld habe ich stets meinem Mann überlassen.«

»Du bist jetzt alt genug, deine Angelegenheiten selbst zu regeln«, sagte die Sitznachbarin neben ihr.

»Vielleicht sollten wir es zunächst mit einem Remake von ›Wie angelt man sich einen Millionär?‹ versuchen?« schlug Pete mit übertriebener Ernsthaftigkeit vor. »Betty übernimmt den Part von Marilyn Monroe.«

»Spare dir deine Geschmacklosigkeiten. Dich hätte ich auch für zwei Millionen nicht genommen«, erwiderte Betty.

Sie erntete humorvolles Gelächter.

»Gestern lief ›Das Geld anderer Leute‹ im Fernsehen«, sagte Betty. »Für die Rolle von Danny DeVito wärst du zu mickrig, Pete.«

Pete verzog das Gesicht zu einer Grimasse, passend zu einem geprügelten Hund. Steif und wackelig ging er in die Hocke, um sich möglichst klein zu machen. Prompt verlor er das Gleichgewicht und landete auf dem Fußboden. Er rieb sich den schmerzenden Rücken.

»Hast du dir weh getan?« fragte George.

»Lassen Sie nur«, sagte Schwester Maryann zu den Umstehenden, die Pete aufhelfen wollten. »Ich mache das schon.«

»Danke«, stöhnte Pete.

»Von wegen Mausoleum«, sagte Maryann an die Adresse von Henry, während sie Pete auf den Stuhl half. »Ich tippe auf Kindergarten. Erinnern Sie sich nicht? Der Abend, an dem Sie mit dem Taxi aus Cornbridge kamen.«

»Wir werden an Sie denken, wenn wir eine Erzieherin benötigen«, antwortete Marie in gemessenem Tonfall.

So kannte ich Marie. Ein Verweis ist an sich nichts Lustiges und so kehrte die Sachlichkeit in die Lounge zurück. Faszinierend war der nahtlose Übergang aus einer heiklen Situation in die Persiflage zwischen Betty und Pete; ganz im Gegensatz zu Henrys Behauptungen, in Longford Manor sei das Leben praktisch abgestorben.

»Wir sollten die Dinge auf uns zukommen lassen«, nahm George den Faden wieder auf. George, das wusste ich inzwischen von Henry, war im Haus hinreichend für die phlegmatischen Positionen bekannt.

»Richtig«, stimmte John zu. »Henry fährt zunächst nach L.A. Das Weitere findet sich dann.«

»Vergangenen Donnerstag hat das entschlossener geklungen«, sagte Marie.

»Es kommt auf die Sichtweise an.« Betty sprach aus, was meiner Einschätzung nach die Mehrheit der Anwesenden dachte. »Donnerstag kostete es uns auch nicht eine Million Dollar.«

»Ich habe doch lediglich von einer Möglichkeit gesprochen«, sagte Henry genervt.

»Versteh' mich nicht falsch, Henry«, sagte Betty, »du bist mir lieb und teuer. Es geht mir auch nicht darum, meine Erbschaft auf erklecklicher Höhe zu halten. Wenn ich Kinder hätte ... « Sie seufzte. »Das Leben prüft jeden von uns auf unterschiedliche Weise. Robert – mein verstorbener Mann – war Immobilienmak-

ler.« Sie lachte. »Ich möchte euch nicht zum wiederholten Male mit meiner Lebensgeschichte langweilen. Und über Geld spricht man nicht. Wie George schon sagte.«

»Es ist Zeit für ein paar klärende Worte«, befand Marie. »Wir sind nicht zusammengekommen, weil Henry Geld sammelt, sondern weil wir ihn gedrängt haben, dieses Drehbuch, das er jahrzehntelang mit sich herumgetragen hat, endlich verfilmen zu lassen. Diesen Job kann nur *er* machen, aber wir können ihm dabei helfen und daran teilhaben. Das ist unser Gewinn. Noch nie war es richtig, nichts zu wagen, weil man vielleicht scheitern könnte. Säßen wir heute hier, wenn es die Pilgerväter nicht gewagt hätten?«

Ich bewunderte diese Frau! Wie sie Henrys Herausforderung mit einem patriotischen Aufkleber versah, war sehr geschickt, andererseits auch gewagt – und offensichtlich gewonnen, denn es regte sich kein Widerspruch. Ich atmete tief durch. Ich hätte mich nur im äußersten Notfall für die Verfilmung eingesetzt, schließlich war ich hier Gast und konnte, wenn es tatsächlich zum Schwur kam, finanziell nicht mithalten.

»Betty hat Recht«, fuhr Marie fort, »von Geld war keine Rede. Folgen wir dem Vorschlag von George und John und warten ab, was in dem Gespräch mit Paradise Pictures heraus kommt. Geld können wir dann immer noch ausgeben – oder auch nicht. In der Zwischenzeit organisiere ich mit John und Jonathan« – Marie wies auf mich – »unseren nächsten Filmabend. Wer bei der Auswahl mitentscheiden möchte, ist herzlich eingeladen. Seid ihr einverstanden?«

William stupste mich mit dem Arm an und bat um meine Telefonnummer. Den friedlichen Ausgang des Abends bekam ich nur mit halbem Ohr mit, während ich wartete, bis er Zettel und Stift aus den Taschen seines Jacketts gekramt hatte.

»Nichts verletzt mehr«, sagte Henry, während er von vorne an uns vorbei ging, »als erst gedrängt zu werden und dann

Gefahr zu laufen, wie eine heiße Kartoffel fallen gelassen zu werden.«

Er drehte sich noch einmal um.

»Vielleicht bin ich noch nicht heiß genug?«

»Denk an Stevens«, rief ich ihm nach. »Er wartet auf das Drehbuch.«

Ich war eigentlich ganz froh, dass Henry mich nach der Diskussion nicht zu einem Treffen unter vier Augen einlud. Auch wenn das überheblich klingt – ich bin selbst einundsiebzig –, fand ich es sehr anstrengend, einen Haufen alter Leute auf einen gemeinschaftlichen Kurs zu bringen, wenn es sich um ihnen völlig fremde Dinge handelt. Dabei konnte man noch nicht einmal sicher sein, ob sie ernsthaft an die Sache heran gingen oder ob die heutige Versammlung nicht plötzlich den unverbindlichen Stellenwert einer abwechslungsreichen Tagesgestaltung bekam. Über diese Zweifel wollte ich mit Henry nicht reden.

Knapp eine Woche hörte ich nichts aus Longford Manor. Dann rief William an. Henry wäre mir mit der Nachricht, das Drehbuch sei auf dem Weg nach Los Angeles, lieber gewesen.

William bestellte mich für morgen um drei Uhr nachmittags in die Filiale der Northeast Savings & Loan. Ich fragte, was der Zweck des Treffens sei. William redete teilweise zusammenhanglos und ich musste mich mehrfach vergewissern, ob ich ihn richtig verstanden hatte. Es gehe um die Finanzierung des ›Projektes‹, um die er sich gekümmert hätte.

Meine Zweifel bestärkten sich. Mit der Unterstützung dieser ›Truppe‹ würde Henry nicht einmal den sprichwörtlichen Blumentopf in Hollywood gewinnen. Außerdem war es unnötig, sich bereits jetzt um die Finanzierung von ungelegten Eiern zu bemühen. Mich tröstete der Gedanke, dass William wenigstens so einsichtig war, sich meines Beistands zu versichern. Ich wusste zumindest in Grundzügen, wie das Filmgeschäft funktionierte.

Mit zehn Minuten Verspätung und atemlos hastete ich in die Bank, hinter mir das Gejaule von Polizeisirenen. Man jagt wieder einmal den Exhibitionisten, dachte ich. Auf mehr konnte ich mich in der Eile nicht konzentrieren. Ich traf im Kassenraum auf Aufregung und Durcheinander, wo üblicher Weise Diskretion

und Ordnung herrschte. Hinter mir stürmten Polizisten in die Bank. Ich verzog mich instinktiv auf eine Sitzbank gegenüber dem Kassenschalter, auf der schon eine Frau in meinem Alter saß. Sie drehte unentwegt die Finger und fasste sich zwischendurch an den Mund, um dem stummen Monolog der Lippen zu antworten. Ein junger Mann mit Kamera versuchte, in den Kassenraum zu gelangen, wurde aber vom Polizisten an der Eingangstür zurück auf die Straße gedrängt. Ein anderer Mann wurde durchgelassen. Ich erkannte Detective Sergeant Schofield, der uns im Movie Star Theatre den Besuch abgestattet hatte.

»Ein Banküberfall«, sagte ich zu mir selbst, um mich in der Situation zurechtzufinden. Die alte Dame neben mir nickte. Schwerhörig war sie jedenfalls nicht.

Schofield unterhielt sich einige Minuten mit den Angestellten. Dann gab es wieder Unruhe an der Eingangstür. Ein Arzt wurde zu unserer Bank geführt. Ich winkte sofort ab, mit mir sei alles in Ordnung. Der Arzt begrüßte die Dame neben mir und holte ein Blutdruckmessgerät aus dem Sanitätskoffer.

Ich schaute mich nach William um. Er war nicht da. Ob ich ihn falsch verstanden hatte? Die Summen, um die es ging, konnte der Kreditsachbearbeiter hier unten bestimmt nicht genehmigen, also musste William bei der Filialleitung vorstellig werden, sozusagen bei sich selbst, wenn man seine letzte Position vor der Pensionierung berücksichtigte.

»Ruhe!« rief Schofield. plötzlich »Ab sofort rede nur noch ich und derjenige, der gefragt wird. Jeder begibt sich in seine Ausgangsposition – ich meine, an die Stelle, an der er sich bei Beginn des Überfalls befand. *Sie* können selbstverständlich sitzen bleiben«, wies er die alte Frau auf der Bank an, die sich, gehorsam, der Betreuung durch den vor ihr knienden Arzt entziehen wollte. »Wie heißen Sie?«

»Sie heißt Marybeth Slayton«, antwortete der Arzt. »Das hat sie mir gesagt. Sie steht noch unter Schock.«

»Sie waren die erste in der Reihe an der Kasse, nicht wahr?«

Mrs. Slayton nickte. Der Arzt schüttelte verständnislos den Kopf.

»Gut«, fuhr Schofield unbeirrt fort. »Ich stelle Sie in Gedanken an Ihren Platz.« Er zog ein Notizbuch aus der Jackentasche und notierte sich den Namen. »Was machen Sie hier?« fragte er eine junge Frau in seiner Nähe.

»Ich warte, bis ich dran bin.«

»Gut. Wer ist vor Ihnen in der Reihe?«

»Die alte Dame dort. Mrs. Slayton.«

»Sie standen also gemeinsam in der Reihe. Kennen Sie Mrs. Slayton?« Schofield wies mit dem Kugelschreiber auf die alte Frau.

»Nein.«

»Bill, was geht hier vor?«

Chief Nadell war eingetroffen. Schofield ließ den Arm, der noch auf Mrs. Slayton zeigte, langsam sinken.

»Ich rekonstruierte den Tathergang. Ich wollte nicht auf dich warten – solange die Erinnerungen noch so frisch sind...«

»Okay. Ich war beim Bürgermeister, als die Nachricht eintraf. Mit District Attorney Roper habe ich schon telefoniert. In diesem ersten Stadium der Ermittlungen macht es keinen Sinn für ihn, sich einzuschalten. Mach weiter.«

Nadell ging ein paar Schritte zurück und lehnte sich an die Fensterbank. Von dort überblickte er den Raum und die Untersuchungen. Ich selbst hatte einen Logenplatz, wie im Kino, weil ich das Verhör und die Gespräche der Polizei mithören konnte.

Schofield baute sich wieder auf. »An alle: Wer von Ihnen glaubt, den Bankräuber zuerst gesehen zu haben?«

Die junge Frau meldete sich.

»Ihr Name?«

»Monica Velasquez.«

»Erzählen Sie.«

»Ich hörte den Ruf ›Überfall‹ und drehte mich um. Drüben an der Wand stand ein Mann in einem hellbraunen Trenchcoat, mit Hut und einer Maske vor dem Gesicht – ein Dämon oder ein Teufel, wie man sie zu Halloween trägt. Er bedrohte uns mit einer Pistole, und dann mussten wir uns alle auf die Erde legen und ich hab nichts mehr gesehen. Ach ja, vorher hat er Mrs. Slayton zu der Sitzbank gebracht, wo sie jetzt noch ist.«

»Er hat was – Mrs. Slayton zu der Bank dort gebracht?«

»Ja.«

Schofield kratzte mit dem Kugelschreiber in seinen Haaren. »Durch welchen Eingang kam der Bankräuber, von der Straße oder durch die Tür vom Hausflur her?«

»Keine Ahnung. Ich habe ihn erst gesehen, als er schon im Raum war.«

»Wie groß war der Mann?«

Mrs. Velasquez überlegte. »Ich schätze ihn auf eins achtzig, so ungefähr.«

»Ist Ihnen abgesehen von der Maske etwas besonders aufgefallen?«

»Ja. Wer trägt schon Ende August einen Trenchcoat?«

Schofield blieb für einige Sekunden stumm. »Es hat vor einer Stunde genieselt«, sagte er dann und wandte er sich an den Kassierer hinter der Glaswand. »Sie heißen?«

»Ein bisschen mehr Höflichkeit könnte nicht schaden. Schließlich sind wir die Zeugen und nicht die Verbrecher.«

»Er hat Recht«, kommentierte der Polizeichef vom Fenster her.

Schofield blickte zur Decke. »Würden Sie mir bitte Ihren Namen nennen?«

»O'Brien. Walter O'Brien.«

»Mr. O'Brien, was taten Sie, während der Maskenräuber die alte Dame zur Sitzbank brachte? Den Alarmknopf haben Sie jedenfalls nicht gedrückt.«

»Ich musste die Kasse schon vorher verlassen.«

»Wie? In Ihrem Glaskasten waren Sie doch relativ sicher.«

»Er bedrohte Mrs. Velasquez mit der Waffe, da blieb mir keine andere Wahl.«

»Hat er ihr die Pistole an den Kopf gehalten oder vor die Brust?«

»Nein, er hielt die Mündung in ihre Richtung.«

»Sie waren außerhalb der Kasse, während sich der Bankräuber mit Mrs. Slayton beschäftigte. Sie haben ihm dann auch das Geld gegeben?«

»Ich musste es in eine Plastiktüte packen.«

»Zu dem Zeitpunkt waren Sie also wieder in Ihrer Kasse. Sie konnten den Alarmknopf immer noch nicht betätigen?«

In O'Briens Gesicht stieg Zornesröte. »Ich habe Ihnen vorhin bereits gesagt, dass er uns mit der Waffe bedrohte! Sollte ich das Leben von Mrs. Velasquez riskieren?«

Schofield übergang die Frage. »Wieviel Geld war in der Tüte?«

»Mehr als siebzigtausend. Nicht genug für ein Menschenleben. Der Mann war hochgradig nervös; ich habe geglaubt, der ballert jeden Augenblick los!«

Während O'Brien weiter über die gefährliche Situation lamentierte, die ihm keine Chance zum Handeln gegeben habe, kritzelte Schofield in sein Notizbuch. Anschließend vernahm er die beiden jungen Angestellten. Sie standen während des Überfalls am Schreibtisch neben der Kasse und bestätigten die Aussagen von Mrs. Velasquez und des Kassierers. Schofield klappte sein Notizbuch zu, so auf die Art, wie man sie aus alten Filmen kennt, und, als sei in dem Büchlein das Wissen der ganzen Welt vereint. Sein Gesicht zeigte mir eher das Gegenteil – er war unzufrieden. Dann bemerkte er mich und stutzte.

»Was haben Sie eigentlich gesehen?«

»Nichts«, antwortete ich wahrheitsgemäß.

»Warum sitzen Sie dann hier herum?«

»Ich bin fünfzehn Sekunden vor Ihnen in der Bank angekommen.«

»Ich kenne Sie doch«, sagte Schofield.

»Sie haben uns im Kino besucht, im Movie Star Theatre.«

Schofield schnaubte und wandte sich Nadell zu. »Dein Zeuge, James.«

Wieso das? Zu überrascht um zu fragen, stand ich auf.

Nadell blieb ruhig. »Lass die Mätzchen, Bill.« Er beachtete mich nicht, als sei von mir nie die Rede gewesen. Weil ich nicht dumm herumstehen wollte, setzte ich mich wieder.

Schofield ging zur hinteren Tür, öffnete sie und spähte in den Hausflur.

»Kommen Sie ruhig herein«, sagte er. Ein Blitzlicht zuckte. »Nicht Sie, Morovich!«

Nadell, noch eben regungsloser Beobachter am Fenster, eilte zur Tür. Ein Arm schob sich vom Hausflur her in den Raum und hielt ihm ein Diktiergerät ins Gesicht.

»Wollen Sie wissen, wer den Bankraub verübt hat?« fragte Nadell.

»Ja?« Wieder zuckte ein Kamerablitz.

»Dann lassen Sie uns in Ruhe arbeiten.« Nadell zog eine blonde Frau in den Kassenraum und drängte den Reporter mit der schließenden Tür zurück in den Hausflur.

»Carrie Alberry«, stellte sie sich vor. »Ich bin die Sekretärin des Direktors dieser Filiale, Donald Fitzgerald Miller. Unsere Büros liegen im ersten Stock.«

Schofield setzte ein breites Grinsen auf.

Ich denke, Schofield war Mann genug, die Rundungen von Carries Figur nicht zu übersehen. Sie war ein Monroe-Typ. Das wusste sie, sonst würde sie nicht die typisch hohe Haarwelle über der Stirn zu durcheinander gelockten kurzen Haarsträhnen tragen.

»Schießen Sie los«, ermunterte Schofield sie.

»Ich habe von dem Überfall nichts bemerkt«, berichtete sie.
»Erst als der Kassierer mich angerufen hat, habe ich davon erfahren.«

»Sie haben nicht während der Arbeit zufällig aus dem Fenster geschaut?«

»Nein. Ich saß die ganze Zeit am Bildschirm, um die Zahlen für den Quartalsbericht einzugeben. Es gab nur eine Unterbrechung, als Mr. Pierce kam.«

»Mr. Pierce? Sie hatten Besuch?« Schofield und sein Chef führten einen stummen Dialog.

Carrie lachte. »Nicht das, was Sie denken! Mr. Pierce hat diese Filiale bis vor einigen Jahren geleitet. Er wollte zu Mr. Miller. Als der Überfall passierte, war Mr. Pierce schon wieder weg.«

»Sind Sie ganz sicher?«

»Ja«, bekräftigte sie. »Der alte Herr ist viel zu klapprig und auch ein bisschen durcheinander. Der würde doch schon vor dem Überfall einen Herzinfarkt bekommen. Sie denken ganz schön pervers, meine Herren.«

»Das bringt der Beruf so mit sich«, sagte Schofield.

Meine Vermutung war also zutreffend. William hatte sich mit mir zu einem Gespräch bei der Filialleitung verabredet. Nur – warum hatte er mir das am Telefon nicht gesagt? Ich überlegte, war mir aber sicher, ob nicht ich vielleicht die Schuld an dem Missverständnis trug.

»Wo ist Ihr Chef jetzt?«, hörte ich Schofield fragen.

»Nach seinem Terminkalender hat er um 14 Uhr eine Verhandlung bei einem Kunden. Es geht um eine Kreditvergabe. Ich habe Mr. Miller über den Überfall nicht informiert, das würde nur stören, denn ändern kann er auch nichts mehr.«

14 Uhr? Wieso bestellt mich William um 15 Uhr hier in die Bank, wenn der Filialdirektor gar nicht im Haus ist?

»Was machen *Sie* eigentlich noch hier?«, herrschte mich Schofield an.

»Ich warte auf Anweisungen«, antwortete ich, wobei ich versuchte, meine spöttischen Gedanken nicht in mein Gesicht zu lassen.

»Gehen Sie nach Hause«, sagte Schofield ungnädig. Er musste Mrs. Velasquez zurückhalten, die seine Aufforderung auch auf sich bezog. Er hob den Arm und bat um Aufmerksamkeit.

»Eine Frage zum Abschluss: Durch welche Tür hat der Täter den Kassenraum verlassen?«

Die Zeugen schauten sich ratlos an. »Wir mussten uns mit dem Gesicht auf den Boden legen«, erinnerte Mrs. Velasquez.

»Haben Sie ein Fluchtauto bemerkt? Oder ein Motorrad?«

»Ein Auto«, meldete sich Mrs. Velasquez. »Während ich auf dem Boden lag, ist ein Auto draußen abgefahren.«

»Nach Modell, Baujahr, Farbe und Zulassung zu fragen, erübrigt sich wohl. Sie kommen alle in mein Büro, die Angestellten nach Feierabend. Wir machen dann eine Täterbeschreibung und nehmen die Aussagen zu Protokoll.«

»Auch die vier Angestellten, die in den Büros oben arbeiten?«, fragte Carrie.

»Ja. Wir nehmen uns auch den Rest vor.«

»Der Rest?«, fragte Nadell. »Das hört sich an, als seiest du gleich fertig mit dem Fall. Willst *du* mit Roper telefonieren?«

Schofield wollte das Telefonat nicht führen, vermutete ich, denn er erwiderte nichts und folgte Nadell zum Ausgang. Der dort postierte Officer öffnete die Tür, ließ beide hinausgehen und schloss sich ihnen an.

Ich war viel zu sehr mit dem Erlebten beschäftigt, um jetzt aufzustehen und nach Hause zu gehen. Lange dauerte mein Erstaunen nicht, warum mich die Polizei alles mithören ließ. Es kam mir der Gedanke, dass Schofield und Nadell mich für einen harmlosen Dummen gehalten haben mussten, der ohnehin nichts

begreift, und wurde darüber übellaunig. Zwar redete ich mir gut zu, man soll nicht immer gleich das Schlechteste denken, meine gute Laune kehrte trotzdem erst zurück, als ich Agnes von dem Erlebten berichtete. Auf ihre Frage, was ich eigentlich in der Bank gewollt habe, sagte ich ihr, ich würde das auch gerne wissen. Agnes schaute verständnislos hinter mir her, als ich nach oben ins Arbeitszimmer ging, um zu telefonieren.

Ich versuchte über zwei Stunden, William telefonisch zu erreichen. Schließlich meldete sich unter seiner Nummer Emily Prentice. Ihr Name war mir nicht geläufig. Eigentlich konnte sie nur die Frau aus dem Sekretariat sein, überlegte ich.

Was ich von Mr. Pierce wolle. Ich sagte ihr ehrlich, das sei privat und ginge nur William und mich an, und blieb dabei höflich. Mr. Pierce könne im Moment keine Anrufe entgegennehmen, war die Antwort. Ich fragte besorgt, ob Mr. Pierce etwas zugestoßen sei. Ob ich ein Angehöriger sei, wollte sie wissen. Ob man verwandt sein müsse, um sich um einen Menschen zu kümmern, fragte ich zurück, deutlich barscher. Es täte ihr Leid, flötete Mrs. Prentice und legte auf.

Danach telefonierte ich mit Henry. Er konnte mir auch nicht erklären, was William mit der Verabredung in der Bank eigentlich beabsichtigt hatte. Das Drehbuch sei eben erst auf dem Weg zu Frank Stevens – ich schloss die Augen und zog die Luft genüsslich tief durch die Nase –, also gäbe es noch keinen Grund, um über die Finanzierung eines Films zu verhandeln.

Ich pflichtete Henry bei.

»William war schon in den letzten Tagen ziemlich von der Rolle. Gestern hat sich Mrs. Prentice – das ist die mollige Dame aus dem Sekretariat, sie ist dir vielleicht bei der Filmveranstaltung aufgefallen – bei mir erkundigt, ob mit Mr. Pierce alles in Ordnung sei. Er hat John geschickt, einen Ersatzschlüssel zu holen, weil er angeblich seinen Zimmerschlüssel im Park verloren hätte. Warum hat er nicht eine der Schwestern gefragt?

Die kümmern sich doch sonst immer um alles. Später habe ich William im Park beobachtet, wie er sich an einer Baumwurzel bückte. Als er mich kommen sah, hielt seinen Zimmerschlüssel in der Hand. Wie kommt er bloß dahin, meinte er stotternd. Er ließ mich einfach stehen und ging ohne weitere Erklärung zurück ins Haus.«

Henry machte eine Pause.

»Kannst du dir einen Reim darauf machen?«

»Ich kenne eure Verhältnisse nicht so gut«, antwortete ich ausweichend.

»Heute ist William von Schwester Jessica mit einem kleinen Koffer im Park angetroffen worden. Er war vollkommen fertig, wie ein Nervenbündel. Sie hat Dr. Scullin gerufen. Der Doktor hat William eine Beruhigungsspritze gegeben. Jetzt schlummert er selig.«

Ich schob die Vorstellung, wie William schleichend in Krankheit und womöglich in Demenz versinkt, weit von mir. Um mich von solchen unangenehmen Gedanken abzulenken, tauschte ich mit Henry meine bisherigen Eindrücke aus. In den wenigen Wochen, seit ich William kannte, war er meist ruhig und zurückhaltend gewesen und bildete einen wohltuenden Gegensatz zu Johns Sprunghaftigkeit. Das machte ihn angenehm im täglichen Umgang, versperrte aber den Zugang zu seiner Seele. Den hätten wir jetzt dringend gebraucht, um ihn zu verstehen. Sonst würden wir ihm nicht helfen können.

»Es wird schon wieder«, sagte Henry.

Ich wusste nicht, auf welche Zuversicht Henry diese Aussage gründete. Gleichwohl verblieb dieser lapidare Satz wie ein rosa-roter Hoffnungsschimmer am Horizont. Ich brauchte aus ihm sogar nur zwei Worte: Es wird. Sie reichten, mich für die nächste Stunde in Träumerei zu versetzen, weit weg von dem bedauernswerten William. Ich begleitete Henry nach Los Angeles zu Paradise Pictures. Frank Stevens war gerührt und verstieg sich in

seiner Begeisterung, das Treffen mit Henry als das nostalgische Ereignis des Jahres zu bezeichnen. Dem Drehbuch würden die Mühlen von Hollywood leider nicht erspart bleiben, aber mit der richtigen Unterstützung und notfalls einem Script-Doktor käme ein Film heraus, der sich sehen lassen könne.

Bei dieser Szene wurde ich schlagartig hellwach. Ich hatte etwas Notwendiges und zugleich Menschliches über die Aufregungen zu ›Brennende Liebe‹ vergessen: den Brief an Judith Goldstein zu Ende zu schreiben. Wenigstens konnte ich ergänzen, wie die verrückte Begeisterung inzwischen Henrys Drehbuch auf den Weg zu Paradise Pictures gebracht hatte.

Während ich schrieb, ging mir immer wieder ein Satz aus dem Brief von Miss Goldstein durch den Kopf: Ich habe mich zum Sterben niedergelegt. Hoffentlich komme ich nicht zu spät, befürchtete mein schlechtes Gewissen.